

(Nachdruck verboten.)

17]

„Soldaten sein schön!“

Bilder aus Kaserne und Lazarett.
Von Karl Fischer.

Ein ulkiger fideles Feldwebel! Sein Uniformrock umspannte knapp sein wohlgerundetes Bäuchlein. Sein dickes Vollmondgesicht schien immer zu lächeln, und sein mächtiger Schnurrbart reichte ihm fast bis zu den Ohren. Sein Säbel, der ihm sehr lästig zu sein schien, baumelte an seinem Koppel, wie bei einem kleinen Jungen, der zum erstenmal Soldat spielt. Wenn beim Exerzieren kein Offizier dabei war, kommandierte er mit allen möglichen Kasernenhofblüten. Die Mannschaft hörte alle Tage neue Ausdrücke. Wenn einer etwas verkehrt gemacht hatte, pläzte er mit einem neuen Wit heraus, über den sich natürlich alle amüsierten. Mit dem Exerzieren nahm er es nicht genau. Die Hauptsache war für ihn, daß die Zeit nur recht schnell verging. Jeder in der Kompagnie freute sich schon im voraus, wenn Dienst unter seiner Aufsicht angefetzt war. Da gab es doch wenigstens etwas zum Lachen. Niemand strengte sich dabei zu arg an. Jeder gab sich, wie er eben war. Die Mannschaft mußte ganz genau wissen, wie viel Tage er noch zu dienen hatte. Ganz unversehrt fragte er morgens diesen oder jenen.

„Wieviel Parole?“

„Wehe dem, der da nicht die Zahl der Tage genau sagen konnte. Entweder nahm er ihn am Sturmbügel und schüttelte seinen Kopf hin und her: „Was? Du alter Krummstiel weißt nicht einmal, wie viel Tage Dein alter, ausgedienter Feldwebel noch zu dienen hat?“ Alles war nur Spaß. Oder er mußte so lange Kniebeuge machen, bis er die richtige Zahl erraten hatte.

Die Übungsmärche bei großer Hitze wurden ihm ganz gehörig sauer. Da ließ sein Schnurrbart die gewichsten Enden betrübt hängen, und sein großer Brustkasten leuchtete. Blaurot im Gesicht, fragte er dann in der Marschkolonnen einen neben ihm marschierenden alten Knochen leise: „Wieviel Parole, Kollege?“

Wie ein verklärter Hoffnungsstimmer zog es dann bei der Antwort über sein Gesicht.

Die ganze Mannschaft hatte ihn gern und jeder riß sich zusammen, wenn es darauf ankam. Wenn der Hauptmann während des Exerzierens dabei stand, klappte alles und selten hatte er etwas auszusprechen.

Mit Unteroffizier Frommann war er gut Freund. Wie dieser wieder auf drei Tage in Arrest mußte, wollte beim Feldwebel kein rechter Wit unter seinem borstigen Bart hervor. Den ganzen Tag war ihm die Luft vergangen. Auf die anderen Unteroffiziere hatte er eine stille Wut, die er im Laufe des Tages öfter in der Kantine beim Bier zu löschen suchte.

Ein wunderbarer Hochsommerabend. Heiter, mild und erfrischend nach drückender Schwüle. Der Tag wollte gar kein Ende nehmen. Erquickend verbreitete sich die Abendkühle über die Stadt. Die Parkanlagen füllten sich mit Spaziergängern. Aus Soldatenknäulen drang johlender Militärgesang, und in den Gartenrestaurants konzertierte Militärkapellen.

Volter hatte sich nach dem Dienst frei gemacht und seine Braut zu einem kleinen Spaziergang abgeholt. Weiner hatte Stubendienst und mußte in der Kaserne bleiben.

Auf einer Bank, wo der Park an den Wald grenzte, ließen sich beide nieder.

„Heute habe ich mich zum Sanitätskorps gemeldet.“

„Ist es nun schon bestimmt, daß Du genommen wirst?“

„Erst werde ich geprüft. Die Intelligentesten von denen, die sich gemeldet haben, werden dann genommen. Ich habe Aussicht, daß man mich nimmt. Die sich mit mir meldeten, auch die von anderen Kompagnien, sind für diesen Dienst nicht recht geeignet.“

„Wenn Du nur genommen würdest.“

„Wollens hoffen, Gretel. — Ich möchte nur wissen, was der Sergeant Schneider gegen mich im Schilde führt. Ich

fühle aus allem, daß er mich haßt, und der Mann hat gar keinen Grund. Aus jedem Blicke lese ich seine Wut. Seit dem Tage, wo er uns auf dem Bahnhof traf, verfolgt er mich sogar offensichtlich.“

„Kannst Du Dich denn nicht beschweren?“

„Wenn ich auch einen triftigen Grund zur Beschwerde hätte, würde ich das doch nicht tun. Ich wäre in jedem Falle der Hereingefallene. Uebrigens ist das, was er mir antut, auch nicht derart. Fortwährend sucht er mich herabzusetzen und vor der Mannschaft zu verhöhnen. Wenn ich unter seiner Aufsicht exerziere, mache ich natürlich alles falsch. Kommt er mir nur zu nahe, weiß ich, ich habe etwas zu gewärtigen. Ich kann absolut nichts dagegen machen. Er ist mein Vorgesetzter, dem ich nur zu gehorchen habe.“

„Das muß aber schrecklich sein, auf Wohl und Wehe so einem Menschen ausgeliefert zu sein.“

„Du kannst Dir ungefähr vorstellen, wie boshaft er sein kann, wenn ich Dir sage, daß er es sogar gewagt hat, über Dich einige seiner zynischen Bemerkungen zu machen.“

„Mein armer Weib. Aber nur Geduld! In einigen Tagen ist das Manöver; danach kommst Du hoffentlich ins Lazarett. Dann bist Du ihm aus dem Wege.“

„Können Sie nicht stramm stehen, wenn ein Vorgesetzter vorbeikommt?“

Wie hergezaubert stand Sergeant Schneider vor ihnen. Beide hätten nicht mehr erschrecken können, wenn sie eine giftige Ratter gestochen hätte.

Mit einem Nuck stand Volter stramm. Unwillkürlich erhob sich Grete Wender auch.

„Verzeihung, Herr Sergeant. Ich habe Sie nicht sofort bemerkt.“

„Sie müssen mich bemerken! Sie sind überhaupt ein nettes Fräulein. Na, ich werde Ihnen das noch anstreichen. Drückt sich hier mit Frauenzimmern herum! Scheren Sie sich nach Hause, und putzen Sie Ihre Sachen!“

Sprachlos vor Empörung blickte Grete Wender in Sergeants Schneiders höhnisches Gesicht.

Während vor Jörn und Etel stand Volter da. Mühsam brachte er hervor: „Herr Sergeant, die Dame ist meine Braut!“

„Ihre Braut?“ höhnte Sergeant Schneider ihn an. „Natürlich ist das Ihre Braut! Was soll sie denn sonst sein? Scheren Sie sich in die Kaserne! Und sofort! Verstanden?!“

„Natürlich, Herr Sergeant.“

„Na, gehen Sie doch!“

„Komm Grete!“ rief Volter seiner Braut zu, die eilends folgte.

Grinsend blickte Sergeant Schneider den beiden nach.

Keine Gelegenheit ließ Sergeant Schneider vorübergehen, ohne an Volter seine Bosheit auszulassen. Bei jedem Dienst, wo er mit ihm in Verührung kam, machte er seine Bemerkungen. Gewöhnlich hatte er allsonnabendlich die Aufsicht über die Reinigung des Kompagnierebiers. Von diesem nicht gerade angenehmen Dienst zogen es regelmäßig viele vor, selbst auf die Gefahr hin, eventuell gemeldet zu werden, sich zu drücken. Nach den meisten, die fehlten, erkundigte sich Sergeant Schneider gar nicht. Nur seine Auserwählten, auf die er es abgesehen hatte, mußten anwesend sein. Volter hätte es nicht wagen sollen, sich zu drücken. Unbarmherzig wäre er gemeldet worden. Dafür, daß er nie fehlte, bekam er immer die appetitlichsten Arbeiten, wie Spudnapfe säubern, Latrine reinigen und dergleichen mehr. Gehorsam führte Volter jeden Befehl aus und ließ sich nichts zuschulden kommen. Seine Kameraden, vom Schlage Gresslers und Niehschkes, hatten an dieser Arbeitsteilung natürlich eine helle Freude, wenn der seine Kaufmann, oder Heringsbändiger, wie ihn der Sergeant mit Vorliebe zu nennen pflegte, den Hausknecht abgeben mußte. Durch Sergeant Schneider hatte es nach und nach die ganze Kompagnie erfahren, daß Volter mit seiner Braut und seinem Freunde Weiner, dem Kompagnieschmuckfinken von der neunten Kompagnie, spazieren, ja sogar ins Kaffeehaus ging. Es hätte schon einigemal nicht viel gefehlt und er wäre in Arrest gekommen. Zwei Umstände kamen ihm zugute. Erstens konnte er die Wahrheit in jeder Situation vertreten und zweitens

begegnete er dem Wohlwollen des Hauptmanns, der sich stets bemühte, unparteiisch zu sein. Aber das Leben unter seinen Kameraden wurde für ihn immer unerträglich. Die meisten waren froh, wieder einen Sündenbock zu haben, der die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich lenkte, so daß sie nicht im Vordergrunde des Interesses zu stehen brauchten. Bald teilten Sergeant Schneiders Meinung alle Unteroffiziere der Kompanie. Volter machte alles falsch. War irgendein Utensiel aus seiner Korporalschaftsstube abhanden gekommen, hieß es von allen Seiten: „Unter Volters letzten Stubendienst kam das Fehlende weg,“ weil man wußte, der Unteroffizier glaubte es gern, wenn es Volter war. Aus solchen Widerwärtigkeiten bestand nun sein ganzes Kasernenleben.

Abgehetzt und müde schlich er sich auf einzelne freie Stunden zu seiner Braut und suchte Trost. Sein Kasernendienst wurde ihm zur Qual. Bisher war er ihm leicht gefallen, er hatte alles begriffen und ohne viel üben zu brauchen, vorschriftsmäßig ausgeführt. Kraft seiner Intelligenz hatte er sich mit allem abgefunden. In den ersten Monaten war ihm der Militärdienst, trotz der Ueberwindung, die er ihn kostete, etwas Neues. Nun war er lange eingeweiht. Gräßlich langweilig kam ihm der ganze Dienst vor. Dazu kam noch die kleinliche Easitane, die ihm vollends das Militärlieben verleidete. Er sehnte sich nach Abwechslung.

Wenn auch das kommende Manöver eine Trennung von seiner Braut brachte, erwartete er es doch mit großer Ungeduld. Wenn er nur das erdrückend einformige Garnisonleben hinter sich hatte! Die Tage wurden ihm zur Ewigkeit. Seine einzige bescheidene Freude war der Abend. Wieder ein Tag weniger, sagte er sich, wenn er mit dem Glodenschlag zehn auf seinen Strohsack kletterte. Immer war — und mußte er gewärtig sein, in Arrest gesperrt zu werden. Dann war auch keine Aussicht mehr, Sanitätsoldat zu werden. Er wußte, daß Vorbefristete dazu nicht ausgehoben wurden. Der Gedanke, noch ein zweites Jahr wie das erste zu verleben, konnte ihn bald wahnsinnig machen. Nur Abwechslung — andere Umgebung — andere Menschen!

Dies Bewußtsein ließ ihn seinen Dienst bis aufs kleinste exakt verrichten und alle Widerwärtigkeiten geduldig auf sich nehmen.

Er kam sich wie eine Maschine vor, die aufgezogen funktioniert, bis sie angehalten wird. Auch bei allen gleichalterigen Kameraden nahm er dieses lähmende Gefühl mehr oder weniger wahr, wie es sich bei jedem auf verschiedene Weise äußerte.

Dagegen lebten die Alten in Erwartung und Vorfreude der nahenden Entlassung. Nur noch bis zum Manöver rechneten sie, dann verging die Zeit schnell.

Die einzigen Stunden, in denen sich Volter als Mensch fühlte, waren die bei seiner Braut oder bei seinem Freunde. Jede freie Stunde brachten sie zusammen zu. Mit welcher gefälligen Freundschaft wurde ihm da über die täglichen Misereen hinweggeholfen. Mit nie ermüdender Sorgfalt widmete sich Grete Bender beiden. Bei ihr holten sich die beiden Gequälten frischen Lebensmut.

Weiner empfand nach und nach für Grete Bender eine schwärmerische Bewunderung. Außer seiner Schwester war sie die nächste, bei der er mit allen seinen Gedanken war.

Auch er sehnte das Manöver herbei, noch mehr als Volter. Für ihn galt es doch eine baldige Erlösung. Sein Haß gegen den Militarismus hatte so tiefe Wurzeln in ihm gefaßt, daß seine Augen sich vor Sehnsucht mit Tränen füllten, wenn er an den Tag seiner Entlassung dachte. In seiner Phantasie malte er sich das zukünftige Leben in den herrlichsten Farben aus. Aller Kampf ums tägliche Brot als Zivilist dachte ihn Genuß. Nur frei sein — keine Fesseln mehr fühlen — keinen Zwang! Nur Freiheit! Leben!

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Die Tortur und ihre Abschaffung.

5)

Von Niels Möller.

Beccaria selbst hebt daran: auch die Unzuverlässigkeit und die Unberuhnheit der Folter kräftig hervor. Er verhöhnt den Wahnsinn, den Wahrheitsbeweis in die Ruskeln und Nerven der Menschen zu legen. Die Folter, sagt er, ist ein sicheres Mittel, die kräftigen Verbrecher freizusprechen und die schwachen Unschuldigen in den Kerker zu bringen. Der Richter folgert schließlich so: „Ihr sollt ein bestimmtes Verbrechen bekennen, Du bist stark und hast die

Schmerzen aushalten können, darum spreche ich Dich frei. Du aber bist schwach und bist den Qualen zum Opfer gefallen, darum verurteile ich Dich.“ Der Ausfall der Tortur wird ein simples Rechenstück: Wenn eine gewisse Empfindsamkeit gegeben ist, wieviel Schmerzen muß man dann anwenden, damit ein Unschuldiger sich schuldig bekennet? Beccaria findet mit Recht, daß in dieser Sorte von Beweisführung nicht viel Vernunft steckt. Viele Richter, die die Folter anwandten, haben nun natürlich wohl gewußt, wie unzuverlässig sie sein konnte. Selbst die Inquisitionsrichter räumten ein, daß sie unsicher und gefährlich sei. Wenn sie sie trotzdem verteidigten und anwandten, geschah es, weil sie bei aller Vernunftwidrigkeit unter Umständen doch zu praktischen Resultaten führte. Es soll natürlich gar nicht geleugnet werden, daß die Folter in vielen Fällen die Wahrheit herausprekte. Im Gegenteil! Wenn man sieht, was Piazza und Mora bekannnten, obwohl sie unschuldig waren, kann man sich vorstellen, wie schnell die Folter sie gezwungen hätte, wenn sie schuldig gewesen wären. Es können in der Tat viele Fälle genannt werden, in denen die Folter Verbrechen ans Licht gebracht hat. Weil aber die Folter in einigen Fällen praktische Resultate ergeben hat, ist sie an und für sich nicht weniger zuverlässig. Wer sie braucht, muß immer voraussetzen, was zu beweisen ist, daß nämlich der Angeklagte schuldig sei; und immer ist es ein barbarisches und grausames Hilfsmittel. Die älteren Richter aber ließen sich von dieser Betrachtung nicht anfechten. Was man immer gegen die Folter sagen möchte, es gab etwas, das sie rechtfertigte und heiligsprach — die Sicherheit des Staates. Dem Wohl des Staates gegenüber mußte das Schicksal des einzelnen Bürgers zurücktreten. Es konnten ruhig einige Unschuldige sterben, wenn nur der Staat gesichert wurde. Das Wohl des Einzelnen mußte dem Allgemeinwohl untergeordnet werden. Darum sagen auch die älteren Juristen: Bei sehr gefährlichen Verbrechen darf man mit einer geringeren Wahrscheinlichkeit vorlieb nehmen, und der Richter darf hier in der Anwendung der Folter über die Grenzen des Gesetzes hinausgehen.

Dieser Anschauung nun setzt Beccaria eine neue und bessere entgegen. Der Staat ist nichts anderes als der Inbegriff aller seiner Bürger; er ist nichts für sich; er besteht nur im Interesse der Bürger; man kann die Bürger nicht kränken, ohne daß man zugleich den Staat kränkt. Der einzelne Bürger ist selbst das Wesentliche; er hat ein Recht, das man achten muß. Die Tortur ist darum nicht nur unzuverlässig, was ja von allen eingeräumt ist, sie greift auch in blutiger Weise in das Recht des Angeklagten ein. Es verschlägt hingegen nichts, daß sie unter Umständen nützlich sein kann. Ein Nutzen, der durch eine Rechtskränkung erworben wird, ist zu verwerfen. Im besonderen soll man nicht aus Gründen der staatlichen Sicherheit über die Grenzen des Gesetzes hinausgehen. Im Gegenteil, sagt Beccaria: Je größer das Verbrechen ist, um so weniger darf man den Zeugen glauben, um so stärkere Beweise müssen im Interesse des Angeklagten gefordert werden.

Man braucht die Tortur, fährt er fort, um einen Verdächtigen zum Bekenntnis zu zwingen. Selbst aber wenn man auf diese Weise etwas herauspressen könnte, ist man zu ihrer Anwendung nicht berechtigt. Der Angeklagte ist vorläufig noch gar nicht schuldig. Niemand ist schuldig, bevor das Urteil gefällt ist. Der Richter kann sich einzig und allein auf die rohe Gewalt berufen, wenn er dem Bürger Böses zufügt, obwohl er noch gar nicht weiß, ob er schuldig ist oder nicht. Eins von zwei Dingen: Entweder steht das Verbrechen fest, oder es steht nicht fest. Wenn es fest steht, darf keine andere Strafe angewendet werden, als die im Gesetz vorgeschriebene; wenn es nicht feststeht, darf man einen Unschuldigen nicht peinigen — nach dem Gesetz aber ist der Angeklagte unschuldig, solange er des Verbrechens nicht überführt ist.

Das ist die Grundanschauung des Beccaria, und durch die Kraft dieser Grundanschauung hat er die Tortur zu Fall gebracht. Hier wird nämlich die ganze Einrichtung nicht in vereinzelten bösen Folgen, sondern in ihrer giftigen Wurzel angegriffen. Allen anderen Einwänden gegenüber könnte man immer sagen: Wenn die Folter auch hier und da zu unglücklichen Resultaten führt, darf darum eine an sich nützliche Einrichtung nicht so ohne weiteres verworfen werden. Nun aber wurde einmal grundsätzlich festgelegt: Die Anwendung der Folter ist nicht nur in einzelnen Fällen, sie ist an sich empörend und unsittlich; sie ist ein Bruch des menschlichen Rechts, eine Kränkung seiner Würde, sie schlägt dir ins Gesicht, mir und uns allen. Das erwachende Rechtsgefühl vollbrachte hier, was das Mitleid vieler Zeitperioden nicht vermocht hatte. Das Mitleid lindert nur im einzelnen Fall, das Rechtsgefühl verwirft grundsätzlich den Mißbrauch.

Man beweist ein Verbrechen, indem man so viel einwandsfreie Tatsachen herbeibringt, daß kein verständiger Mensch an der Schuld des Angeklagten zweifeln kann. Es läßt sich nicht allgemein sagen, wie diese Tatsachen beschaffen sein müssen. Sie müssen ein so schweres Gewicht haben, daß weder unser Denken, noch unser Fühlen, noch unsere Erfahrungen sich gegen sie wehren können, und sie müssen dem Feuer jeder Kritik standhalten. Es kann sich um mündliche Zeugenaussagen und Dokumente handeln, um eigenes Eingeständnis und um Beobachtungen des Gerichts, es wäre unbillig, die eine Kategorie auf Kosten der anderen hervorzuheben. Es wird in jedem einzelnen Fall darauf ankommen, sie gegeneinander abzuwägen und zusammen zu stimmen. Die verschiedenen Gesetzgeber sind indessen früher andere Wege gegangen. Die

Juristen neigen von Alters her dazu, die formalen Regeln über die Wirklichkeit zu setzen. Sie verlieren sich in einen Gehändienst des Buchstabens und schlagen den Geist des Gesetzes tot, nur um den Wortlaut zu retten. Wenn nur die Worte auf den vorliegenden Fall angewandt werden können, sind sie zufrieden. Das Extrem dieser Geistesrichtung erkennt man an einem Ereignis, das sich vor 300 Jahren in Frankreich zugetragen hat. Es wurden einige Menschen wegen Mordes zum Tode verurteilt. Das Urteil war gefällt und sollte vollstreckt werden. Dann aber wurde den Richtern aus einem angrenzenden Gerichtsbezirk mitgeteilt, daß dort einige Gefangene den Mord gestanden hätten, und zwar unter Umständen, die einen Zweifel an ihrer Aussage nicht aufkommen ließen. Die Richter berieten nun, ob ihr Urteil vollstreckt werden sollte und kamen zu dem Resultat, daß das allerdings geschehen müßte, da es formell unangreifbar sei. Und darauf wurden die Menschen, die nichts begangen hatten, hingerichtet, weil sie einem formell richtigen Urteil zum Opfer gefallen waren. Die Vorliebe für formelle Gesichtspunkte erkennt man auch in den Beweisregeln der älteren Zeit. Gewisse Beweise wurden ohne weiteres als ausreichend angesehen, sobald sie nur formell vorhanden waren. Im besonderen galt das von zwei Dingen: Vom eigenen Geständnis und von den Aussagen zweier Zeugen. Kritisch betrachtet haben indessen diese beiden Beweise keine stärkere Kraft als jeder beliebige andere Beweis; sie müssen in jedem einzelnen Fall auf ihre Glaubwürdigkeit untersucht werden. Diese Kritik aber würde geradezu verhindert, weil sie von vornherein als zuverlässig galt. Das eigene Geständnis kann mancherlei Einflüssen unterliegen. Es kann aus Egoismus falsch sein, es kann wie bei Piazza aus der Hoffnung auf Straflosigkeit entstehen, es kann der Tortur sein Dasein verdanken. Wenn der Gesetzgeber ihm unbedingte Beweiskraft einräumt, wird die Wirklichkeit von einer äußeren Form verschlungen. In derselben Weise liegen die Dinge bei der übereinstimmenden Aussage zweier Zeugen.

Man kann diese Regeln so leicht anwenden, sie lassen sich schwarz auf weiß niederschreiben, sie kommen der menschlichen Trägheit entgegen, in der so viel Böses seinen Ursprung nimmt. Natürlich vollzieht sich so etwas nicht bewußt; die Menschen verstehen es, ihren weniger schönen Handlungen prunkende Namen zu geben. Sie wissen mit einer heimlichen Priffigkeit die Gründe für ihre Handlungsweise zu fälschen. Hier mußte man die Sincerität des Staates beobachten, und wenn eigenes Geständnis und die Aussagen zweier Zeugen nicht mehr gelten sollten, wie sollte man den Verbrechern dann überhaupt noch beikommen?

(Schluß folgt.)

Neue populär-medizinische Literatur.

Im Verlage der „Volksstimme“ in Frankfurt a. M. ist in sechster Auflage (35.—40. Tausend) ein Büchlein von D. Thomas: „Proletarierkrankheit und kranke Proletarier. Ein Beitrag zur Hebung der Volksgesundheit“ erschienen. (Preis 20 Pf.) Die große Verbreitung, die das Büchlein innerhalb eines Jahres gefunden hat, macht eine weitere Empfehlung unnötig. Was drin steht, ist nicht nur belehrend, sondern so manchem an Tuberkulose kranken Proletarier direkt aus dem Herzen gesprochen. Jedem lungentranken Arbeiter müßte man es in die Hand geben. Es ist aufs lebhafteste zu begrüßen, wie hier der Versuch unternommen wird, die Welt der persönlichen Leiden einzuräumen in die große Welt der gesellschaftlichen Erscheinungen. Das Büchlein ist zugleich ein interessantes und wertvolles Kulturdocument.

„Die Volkstrankheiten und ihre Bekämpfung“ behandelt Dr. B. Rosenthal, Privatdozent in Göttingen, in einem Bändchen der Sammlung „Wissenschaft und Bildung“ (Quelle u. Meyer, Leipzig, Preis geb. 1,25 M.). Es ist aus gemeinverständlichen Vorträgen hervorgegangen, die der Verfasser in Rassel gehalten hat. Es behandelt die Pest, Cholera, Typhus, Diphtherie, Malaria, Pocken (und Impfung) und die Tuberkulose. Eine sehr große Zahl von graphischen Darstellungen und Karten erläutert den Text. Besonders sei auf zwei Karten aufmerksam gemacht, die die Verteilung der Tuberkulose in den verschiedenen Einkommensschichten der Bevölkerung in Hamburg illustrieren. Es zeigt sich, daß Einkommensziffer und Tuberkuloseerkranklichkeit in ein und demselben Stadtbezirk gerade im umgekehrten Verhältnis zu einander stehen. — In den weiteren Kapiteln werden besprochen: Andere in Deutschland verbreitete Infektionskrankheiten, Geschlechtskrankheiten, Auf den Menschen übertragbare Tierkrankheiten, Allgemeine Grundzüge der Seuchenbekämpfung. — Das Buch ist äußerst reichhaltig und faßt 160 Seiten. Es sei zur Anschaffung, besonders für jede Arbeiterbibliothek empfohlen.

Eine gemeinverständliche Zusammenfassung der wissenschaftlichen Kenntnisse über die äußeren Lebensbedingungen, die auf unsere Gesundheit von Einfluß sind und über die Art und Weise, wie wir uns diesen Lebensbedingungen anpassen, gibt Professor Budner in seiner Gesundheitslehre (Verlag Teubner, „Aus Natur und Geisteswelt“, Preis 1,25 M.). Das Buch ist innerhalb weniger

Jahre in dritter Auflage erschienen. Aus dem vielhaltigen Inhalte seien genannt: Luft — Atmosphäre, die Verunreinigungen der Luft (saure Dämpfe, Staub, Nebel), Sonnenlicht, Wärme, Abhärtung, Ernährung, Hautpflege, Kleidung, Wohnung, Feuchtigkeit in Wohnungen, Lüftung der Wohnung, Ventilation, Wasserversorgung. Die zwei letzten Kapitel sind den belebten Krankheitserregern gewidmet.

In einem weiteren Bändchen der Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt“ behandelt Zahnarzt Jäger „Das menschliche Gebiß, seine Erkrankung und Pflege“. Im ersten Abschnitt werden Anatomie und Physiologie der Zähne, ihre Entwicklung, ihre Nerven und Blutgefäße besprochen. Der zweite Abschnitt ist den Krankheiten der Zähne und ihrer Nebenorgane gewidmet. Besonders Interesse dürfte der dritte Abschnitt über Hygiene und Pflege der Zähne beanspruchen. In einem kurzen Schlußkapitel spricht der Verfasser den Schulzahnkliniken das Wort. Es sei bemerkt, daß eine zahnärztliche Untersuchung der Schulkinder im Deutschen Reich ergab, daß von 150 000 Schülkern nicht einmal 2 Proz., also nicht 3000 Schulkinder ein gesundes Gebiß haben. — Wer sich für Zahnkrankheiten interessiert, wird das Buch mit Nutzen in die Hand nehmen. Die Zähne werden stets ganz ungerechtfertigterweise arg vernachlässigt!

„Nervös“ betitelt sich eine Broschüre von Dr. Otto Stulz (Preis 1,20 M. Verlag, Walter, Berlin, 99 Seiten). Sie will nicht eine Anleitung zur Selbstbehandlung sein. „Nur allgemeine Richtlinien will sie finden und aufstellen. Die im einzelnen Falle notwendigen Maßnahmen zu bestimmen, kann und darf nur Sache des behandelnden Arztes sein.“ Der Verfasser tritt auch dafür ein, daß Nervöse nichts über Krankheiten lesen sollen. — Es gehört zweifellos zu den schwierigsten Dingen, dem Nervösen in populärer Form das zu bringen, was man ihm zweckmäßigerweise vom gesunden und kranken Nervensystem mitzuteilen hat. Es müßte vielleicht in knapperer Form erfolgen, als in der vorliegenden Broschüre. Auch muß man sich davor hüten, zu Mißverständnissen beim Leser Anlaß zu geben. Auf Seite 10 zitiert der Verfasser den Satz von Forel, daß die Nervosität als eine Krankheit des Großhirns den Geisteskrankheiten viel näher verwandt ist als den anderen Nervenerkrankheiten. Das ist natürlich vollkommen richtig. Doch muß man dabei gleich die Einschränkung machen, daß diese Verwandtschaft mit Recht nur in dem Sinne angenommen wird, als es in beiden Fällen sich um eine Erkrankung des Großhirns handelt. Sonst sind Nervosität und Geisteskrankheit himmelsweit von einander entfernt. Um einen Vergleich zu machen: sie haben so viel und so wenig gemein als gewöhnliches Herzklappen und ein Herzfehler, als ein gewöhnlicher Bindehautkatarakt des Auges und eine in Erblindung übergehende Augenkrankheit. Gerade die Nervösen werden äußerst selten geisteskrank, gerade sie sind sehr wenig zu Geisteskrankheiten veranlagt.

Von Prof. Forel ist eine neue Broschüre „Ethische und rechtliche Konflikte im Sexualleben in und außerhalb der Ehe“ erschienen (Ernst Reinhardt, München). Die ethischen Grundzüge Forels fallen bekanntlich mit denen zusammen, die von sozialistischer Seite in der Frage der Beziehungen zwischen den Geschlechtern stets vertreten worden sind. Die kleine Broschüre Forels, deren Inhalt durch den Titel genügend gekennzeichnet ist, braucht nicht noch besonders empfohlen zu werden.

In einer Broschüre über „Die vegetarische Lebensweise bei Gesunden“ erörtert Determann, Privatdozent in Freiburg, das Für und Wider des Vegetarismus (Verlag von Speyer u. Kaerner, 24 S. Preis 1 M.). Die Schrift ist populär und sehr objektiv gehalten, doch läßt sie die nötige Präzision in der Darstellung vermissen, was bedingt ist durch die völlige Auserachtlassung sozialer Faktoren, die den Charakter der Ernährungsweise eines Volkes mitbestimmen. Das rächt sich besonders bei der Beurteilung der Bedeutung des Fleisches in der Volksernährung; die Bedeutung des Fleisches wird vom Verfasser so völlig verkannt und nicht genügend gewürdigt.

Zuletzt noch ein Bändchen aus der Sammlung „Wissenschaft und Bildung“ von Privatdozent Menzer, das eine kleine Enzyklopädie über Bau und Berrichtungen des menschlichen Organismus, über die Ursachen seines Krankseins und über allgemeine Hygiene darstellt. Es ist betitelt: „Der menschliche Organismus und seine Gesunderhaltung“ (155 Seiten, Preis 1,25 M. gebunden). Bei den weitgesteckten Grenzen der behandelten Fragen kann ihre Erörterung stets nur eine sehr kurze sein, was nicht immer von Vorteil ist. Andererseits ist aber wieder die Vereinigung der zusammengehörigen Fragen in einem Bändchen für den ein Vorteil, der sich schnell über die Dinge orientieren will. Die Zahl der Abbildungen beträgt 48. — Wenn der Verfasser auf Seite 93 bemerkt, daß „die Forderung der totalen Abstinenz vom Alkohol . . . der Anfang einer eminent kulturfeindlichen Bewegung“ ist, so scheint es uns doch zu stark!

Dr. A. Lipfius.

Lombroso und die Dichtung.

Das Lebenswerk Cesare Lombrosos, das in einer bis zuletzt unermüdet vermehrten Zahl von Büchern, Abhandlungen und Aufsätzen nun vor uns abgeschlossen liegt, breitet manches Licht über

ein dunkles Gebiet der menschlichen Psyche und der menschlichen Gesellschaft. Dem Genie und dem Verbrecher hatte er sein Studium zugewandt und versuchte in lühner Beweisführung, zwischen diesen größten Gegensätzen eine Ähnlichkeit und Gemeinschaft herzustellen. Seine Ansichten erregende Theorie von der Verwandtschaft des Genies mit dem Wahnsinn rief allgemeine Empörung und Entrüstung hervor, bis allmählich die Diskussion aufhörte und der wahre Kern dieser allzu weitgehenden Lehre ganz von selbst in der Wissenschaft sich weiter entfaltete. Der Geniebegriff, dem man seit einem Jahrhundert die höchste geistige Ausdeutung gegeben, ohne sich um die körperlichen Grundlagen zu bekümmern, verlor durch Lombroso's anschaulich dargestelltes Material manches von seiner Rätselhaftigkeit; an seine bahnbrechende Arbeit schloß sich die von Möbius begründete Pathographie (Krankheitsbeschreibung) des genialen Menschen an, die eine zahlreiche, sich täglich vermehrende Literatur aufweist. Wie gefährlich freilich eine unbesonnene Verallgemeinerung der Lombroso'schen Theorien werden konnte, bewies Nordaus „Entartung“, in der die ganze moderne Kunst als eine Degenerationsercheinung aufgefaßt wurde. Der Versuch, die Wesenheit des Genies rein aus anthropologischen und psychischen Merkmalen zu erklären, wird ja stets an der Einseitigkeit dieses Beginns scheitern müssen; eine solche Untersuchung kann nur als ein Moment neben vielen anderen in Betracht kommen. Aber unsere Vorstellung von der organischen Bedingtheit des genialen Menschen ist dadurch, daß von Lombroso auf die anormalen Phänomene nachdrücklich hingewiesen wurde, außerordentlich bereichert worden und hat dann weiter gewirkt in den künstlerischen Genies, wie sie Ibsen, Zola, Gerhart Hauptmann und andere bedeutende Dichter gegeben. Ueberall erscheint heute in der Analyse des außergewöhnlichen Menschen auch eine starke Betonung seiner physischen Merkmale und das ist ein entschiedenes Verdienst von Lombroso's einseitiger, aber in ihrer notwendigen Beschränkung berechtigten Lehre. Noch stärker als das Bild des Genies, wie es der italienische Anthropologe malte, hat seine Darstellung des Verbrechers auf die modernen Dichter gewirkt. Denn während sein „Genie und Wahnsinn“ nur in verzerrten Umrissen den großen Menschen gestaltete, ergab sich aus seinen Verbrecherstudien die anschaulichste Schilderung; seine Kriminalpsychologie war seine eigentliche schöpferische Tat. Das Ueberwiegen des pathologischen Elementes in der neuesten Dichtung ist zum großen Teil auf die Anregungen zurückzuführen, die von Lombroso's Schriften ausgingen. Der Gelehrte selbst, der ein feiner Kenner der Literatur war, brachte diesen mehr erlebten, als erlebten Werken wenig Sympathie entgegen. Er fand, daß die früheren Dichter, ein Shakespeare, Balzac, Stendhal, Dostojewski in der genauen Beobachtung und Gestaltung des Verbrechers sogar mehr geleistet hätten, als die wissenschaftliche Forderung. Dostojewski's Memoiren „Aus dem Totenhause“, in denen die Inassen eines Zuchthauses so unübertrefflich gegeben sind, sein „Naschkolnikow“, seine „Dämonen“ waren ihm ein unerschöpfliches Lehrbuch psychiatrischer und kriminalistischer Beobachtungen. Nicht so einverstanden war er mit den Poeten, die von ihm ausgegangen, mit den Goncourts, die in ihrer „Schwester Elisa“ eine jugendliche Mörderin dargestellt, mit Daudet, der im „Fad“ eine ganze Reihe verpufster Existenzen malte, mit Zola. Zola ist der Dichter, der am stärksten unter Lombroso's Banne stand, durch den die wissenschaftlichen Ideen des Forschers die größte Verbreitung erhielten. Er hat selbst des öfteren von diesem entscheidenden Einfluß erzählt; in den kürzlich veröffentlichten Vorstudien und Materialsammlungen zu seinen Romanen finden sich Werke Lombroso's nicht selten erwähnt; in dem Helden seines Romans „Die Bestie im Menschen“ wollte er direkt eine künstlerische Illustration von Lombroso's „geborenem“ Verbrecher geben. Doch der Gelehrte hatte an diesem seinem „Patentkinde“ allerlei auszusetzen; in einer Besprechung des Werkes sagt er: „Zola, der die am Alkohol zugrunde gehenden Proletarier in geradezu erstaunlicher Weise und auch das Kleinbürgertum in Dorf und Stadt ziemlich gut zu schildern vermochte, hat meiner Meinung nach die Verbrecher nicht nach dem Leben studiert; gewiß nur deshalb, weil sich diese eben nicht so leicht auffinden und studieren lassen, auch im Gefängnis nicht, oder höchstens von einem, der die Schrusse hat, ihnen jahrelang nachzugehen. Seine Verbrechergestalten machen mir den Eindruck von abgeblähten und fehlerhaften Photographien, die nach Delbildern statt nach der Natur aufgenommen worden.“ Wie stark Lombroso's Buch vom Verbrecher auf die Gemüter in den 30er Jahren wirkte und besonders die Vertreter der naturalistischen Kunstströmung ergriff, läßt sich z. B. aus einer Novelle Arne Garborgs erkennen, in der der Held nach der Lektüre des Buches über sich selbst klar wird und Selbstmord begeht. Auch für die deutschen Dichter, die damals die „Nachseiten des Lebens“ studierten, war Lombroso eine Hauptquelle.

Kleines feuilleton.

Sozialwissenschaft.

Bevölkerungszunahme in Europa im 19. Jahrhundert. Das sechsten in dritter Auflage erscheinende Handwörterbuch für Staatswissenschaften bringt eine Uebersicht über die Bevölkerungszunahme in den einzelnen europäischen Ländern, der wir auszugsw

weise die folgenden Mitteilungen entnehmen: Es war der Stand der Bevölkerung in Tausenden

	auf den gegenwärtigen Territorien von			Durchschn. jährliche Zunahme von 1800—1900 auf 1000 der Bevölkerung
	1800	zu Ende des Jahres 1850	1900	
Rußland	33 000	61 000	103 280	10,0
Deutsches Reich	24 500	35 409	56 367	8,4
Oesterreich	13 300	18 054	26 150	7,2
Ungarn	10 000	13 800	19 254	6,6
Frankreich	26 900	34 907	38 961	3,7
England mit Wales	9 250	18 000	32 527	12,5
Schottland	1 675	2 915	4 472	9,9
Irland	5 500	6 698	4 458	— 2,1
Italien	18 125	23 900	32 449	5,8
Spanien	11 500	14 500	18 618	4,8
Portugal	2 920	3 450	5 423	6,2
Türkei mit Bulgarien	7 300	8 500	9 874	8,0
Schweden	2 347	3 483	5 136	7,9
Norwegen	883	1 400	2 240	9,4
Dänemark	925	1 431	2 449	9,7
Schweiz	1 750	2 400	3 325	6,4
Rumänien	2 800	4 350	5 956	7,7
Serbien	900	1 250	2 493	10,2

Demnach haben alle europäischen Völker, mit alleiniger Ausnahme Irlands, im letzten Jahrhundert einen mehr oder weniger großen Bevölkerungszuwachs erfahren. Am stärksten hat England mit Wales zugenommen, sodann folgen die slawischen Völker (Rußland, Serbien, Rumänien, Türkei) und dann die anderen germanischen Völker, zuletzt die romanischen. Auffallend ist die verschiedene Entwicklung Deutschlands und Frankreichs. Während zu Beginn des 19. Jahrhunderts Frankreich Deutschland noch an Bevölkerungszahl übertraf, stand es ihm am Ende um ein viertes Drittel nach, und die weit geringere Geburtenhäufigkeit unseres Nachbarlandes läßt ein weiteres Zurückbleiben erwarten.

Die Abnahme der Bevölkerung in Irland hat keine natürlichen Ursachen, sondern ist ein Produkt der furchtbaren Unterdrückung und Auszögerung der irischen Landbevölkerung durch die englischen Macht-haber. Tatsächlich setzt die Abnahme erst um die Mitte des Jahrhunderts ein; bis 1840 war die irische Bevölkerung sogar auf 8 177 000 gestiegen, um von da bis zum Ende des Jahrhunderts auf fast die Hälfte zu fallen.

Gaustrwirtschaft.

Bouillon zu kochen. Es ist eine durchaus irrige Ansicht, das Suppenfleisch mit kaltem Wasser aufzusetzen, um eine kräftige Bouillon zu erzielen. Bei dieser langsamen Erwärmung treten aus sämtlichen Poren die Nährstoffe des Fleisches (Eiweiß, Blutfarbstoff usw.) in die Suppe, wodurch dieselbe anfänglich rötlich gefärbt wird. Das Eiweiß gerinnt dann beim Siedepunkt zu dem bekannnten schmutzigen grauen Schaum, der zum Klären der Suppe entfernt werden muß. Der Hauptnährwert des Fleisches — das Eiweiß — wird somit weggeworfen und das Suppenfleisch wird wertlos. Es bleibt trocken, unansehnlich und geschmacklos, während die Suppe durch das getretene Eiweiß ganz bedeutend an kräftigem Geschmack verliert. Als Beweis diene die Tatsache, daß jede Bouillon, mit Eiweiß geklärt, matt schmeckt.

Wird dagegen das Fleisch mit kochendem Wasser aufgesetzt, so erhält man nicht nur eine klare, kräftige und wohlwärmende Bouillon, sondern auch ein saftiges, zartes Stück Suppenfleisch. Die Ursache hierfür beruht auf dem Naturgesetz, daß durch das kochende Wasser das Eiweiß auf der gesamten Oberfläche des Fleisches zum sofortigen Gerinnen gebracht wird und an keiner Stelle während der ganzen Kochzeit austreten kann. In die Suppe gehen nur die wohlwärmenden Salze des Fleisches über. Aus diesem Grunde muß zur Herstellung einer guten Bouillon das Fleisch stets in kochendes Wasser gelegt und auf größter Flamme schnellstens wieder ins Kochen gebracht werden. Nach diesem Aufkochen wird die Flamme kleiner gestellt, damit das Wasser mäßig kocht und das Fleisch durchsigt (etwa eine halbe Stunde). Erst dann wird die Gasflamme so klein eingestellt, daß während der weiteren Kochzeit die Bouillon nur leise kocht. Ein gutschmeckende Bouillon darf weder stark wallen, noch regungslos ziehen. Die Bouillon darf von Anfang bis zu Ende keinen Augenblick aus dem Kochen kommen.

Die Größe des Kochtopfes muß für jede Bouillon derart gewählt werden, daß das Fleisch vom Wasser bedeckt ist. Der Deckel muß gut schließen und darf nicht über den Topfrand treten. Die Verwendung des sogenannten Verschlusstopfes (Papin) ist unzweckmäßig, weil das leise Weiterkochen der Bouillon darin niemals streng beobachtet werden kann. Auch kocht in einem derartigen Topf die Bouillon meistens viel zu stark.

Im übrigen sei bemerkt, daß jede Bouillon nur als Gemüsmittel, niemals als Nahrungsmittel zu betrachten ist; dennoch hat sie die hohe Bedeutung, unsere Magenerven anzuregen.